

Wladimir Admoni

Die Tagebücher der Dichter in sprachlicher Sicht

DUDENVERLAG
Mannheim/Wien/Zürich

DUDEN-BEITRÄGE

zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils

Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Leitung
von Günther Drosdowski

Heft 49

Rede Wladimir Admonis anlässlich der Ehrung
mit dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim
am 17. März 1988
mit der Laudatio Harald Weinrichs
auf den Preisträger

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Admoni, Wladimir G.:

Die Tagebücher der Dichter in sprachlicher Sicht:

[Rede Wladimir Admonis anläßl. d. Ehrung mit

d. Konrad-Duden-Preis d. Stadt Mannheim am 17. März 1988;

mit d. Laudatio Harald Weinrichs auf d. Preisträger]/Wladimir Admoni.

Mannheim; Wien; Zürich: Dudenverl., 1988

(Duden-Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils; Bd. 49)

ISBN 3-411-01024-X

NE: GT

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten

© Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG,
Mannheim 1988

Druck: Zechnersche Buchdruckerei, Speyer

Bindearbeit: Pilger-Druckerei GmbH, Speyer

Printed in Germany

ISBN 3-411-01024-X

Harald Weinrich

Wladimir Admoni

Den Duden-Preisträger des Jahres 1987, Wladimir Admoni, hier vorzustellen, ist mir eine große Freude. Doch ist diese Aufgabe für mich auch Anlaß zur Besorgnis, da gut die Hälfte des geschriebenen Lebenswerkes von Wladimir Admoni in russischer Sprache veröffentlicht ist. Und dieser schönen Sprache bin ich leider nicht mächtig, was ich lebhaft bedaure. Nun ist gewiß manches von dem, was Wladimir Admoni auf russisch über die Strukturen der deutschen Sprache geschrieben hat, aus den deutsch geschriebenen Schriften zum gleichen Gegenstand in gewissen Grenzen zu erschließen oder zu erraten. Aber in dem umfangreichen Œuvre von Wladimir Admoni findet man doch, und zwar seit frühester Zeit, eine Reihe von Büchern und Aufsätzen, die in seinen deutschen Veröffentlichungen keine Entsprechungen haben und bisher auch leider noch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind. Es handelt sich insbeson-

dere um verschiedene Arbeiten zu Jean Paul, zu Thomas Mann und zu Rainer Maria Rilke. Auch ein Buch über Henrik Ibsen will ich in diesem Zusammenhang nennen und bei der Gelegenheit daran erinnern, daß Wladimir Admoni auch ein hervorragender Kenner der skandinavischen Literaturen ist. Der Literatur ist Wladimir Admoni überhaupt zeitlebens ebenso zugewandt gewesen wie der Sprache. Er ist schließlich selber Autor und hat seit seiner Jugend in russischer Sprache Gedichte geschrieben, die allerdings ebenfalls noch nicht ins Deutsche übersetzt sind. Da ich hier nun leider, wie eben schon angedeutet, wegen meiner fehlenden Kenntnisse der russischen Sprache den Literaturwissenschaftler Wladimir Admoni nicht zureichend würdigen kann, will ich dieses Defizit wenigstens dadurch wettzumachen versuchen, daß ich Ihnen eines seiner Gedichte in deutscher Übersetzung vortrage. Die Übersetzung stammt von dem Kieler

Slawisten Ulrich Busch und ist dem
Autor selber bis heute nicht bekannt.
Das Gedicht lautet:

Aus der Länge der Tage

*Nun ja: zu meinen Versen bin ich
oft gar nicht freundlich gewesen.
Ich horchte nicht, ich hörte sie nicht,
war beschäftigt mit eigenen Themen.*

*Doch wenn ein Vers mich irgendwann
beim Tagwerk unvermutet erfaßte
und fordernd festhielt, verstummte ich dann,
um Vers zu Vers sich finden zu lassen.*

*Und öfter noch, wenn in der Nacht
mir nicht das Glück vergönnt war zu schlafen
gab ich genau auf die Verse acht,
um keinen von ihnen anders zu machen.*

Aus: Gedichte 1925–1983. Leningrad 1984.

Der dieses Gedicht geschrieben hat, Wladimir Admoni, wurde 1909 in Sankt Petersburg geboren. Als er 1917, mitten im Ersten Weltkrieg, in die Schule kam, hieß seine Geburtsstadt Petrograd. Als er sodann im Jahre 1927 das Studium der Germanistik begann, trug diese Stadt schon den Namen Leningrad. In Leningrad hat Wladimir Admoni auch den größten Teil seines Lebens verbracht, auch den furchtbaren

Blockadewinter 1941/42. Nach seiner Kandidatendissertation über Jean Paul und seiner Doktordissertation über Ibsen hat er an verschiedenen Hochschulen der Stadt deutsche und skandinavische Philologie gelehrt. Seit 1960 arbeitet er am Institut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Er gehört dem Wissenschaftlichen Rat des Instituts für deutsche Sprache an. Er ist Träger der Goethe-Medaille und

Ehrendoktor der Universität Uppsala.

Ganz unvollständig wäre aber dieses kurze Lebensbild Wladimir Admonis, wenn ich hier nicht daran erinnerte, daß viele wissenschaftliche Arbeiten des Duden-Preisträgers in enger Zusammenarbeit mit seiner Frau entstanden sind, die als Tamara Silman ebenfalls einen klingenden Namen in der sowjetischen und internationalen Germanistik hat. Als sie im Jahre 1974 starb, war dieser Tod nicht nur ein schwerer Verlust für Wladimir Admoni, sondern für unsere ganze Wissenschaft. Ich könnte mir vorstellen, daß die Jury, wenn Tamara Silman heute noch lebte, den Duden-Preis des Jahres 1987 zugleich an Wladimir Admoni und an seine Lebens- und Wissenschaftsgefährtin verliehen hätte.

Wladimir Admoni hat die Grundgedanken seiner sprachwissenschaftlichen Forschungen in den dreißiger Jahren entwickelt, wobei er außer von den Altmeistern der deutschen Sprachwissenschaft auch von den russischen Formalisten und Prager Strukturalisten manche Anregungen aufgenommen hat. Öffentlichkeitswirksam konnten diese Ideen jedoch erst in den fünfziger Jahren werden, als die politische Erstar-

rung sich löste und die Wissenschaft wieder öffentlich denken durfte. Wladimir Admoni war bei den ersten, die diese neue Freiheit nutzten und einer vom Strukturalismus her erneuerten Sprachwissenschaft kräftige Impulse mitteilten. Nun erschienen in rascher Folge seine zahlreichen Bücher und Aufsätze zur Struktur und Geschichte der deutschen Sprache, durch die Wladimir Admoni ein Klassiker der modernen Sprachwissenschaft geworden ist.

Sollen wir ihn nun, da ja im Mittelpunkt seines Sprachdenkens der Begriff des „Sprachbaus“ steht, was soviel wie die Gesamtstruktur oder das System einer Sprache meint, deshalb den Strukturalisten zurechnen? Wladimir Admoni hat es bisher verschmäht, für seine Art, Sprachwissenschaft zu betreiben, einen Namen zu erfinden und zu propagieren. Allenfalls hat er an verschiedenen Stellen seines Werkes bescheiden gesagt, er wolle das „Erbe“ der traditionellen Grammatik weitergeben und weiterentwickeln. Tatsächlich greift er bei der Behandlung vieler linguistischer Probleme auf den reichen Schatz der, wie er einmal sagt, „kollektiven Erfahrungen“ der traditionellen Sprachwissenschaft zurück und kann dabei überzeugend deutlich

machen, daß die Linguistik keineswegs in jeder Generation neu erfunden wird. Aber andererseits ist bei Wladimir Admoni doch auch eine deutliche Affinität zu den verschiedenen Methoden der strukturalen Sprachwissenschaft zu beobachten, vorausgesetzt, deren Methoden behindern nicht den Blick auf den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der sprachlichen Erscheinungen. Aus diesem Grunde hat er auch immer eine deutliche Abneigung gegen jeden asemantisch denkenden Strukturalismus gezeigt und selber in seinen Arbeiten an vielen sprachlichen Gegenständen deutlich gemacht, daß die Grammatik in ihren interessantesten Erscheinungen von der Semantik lebt. Überhaupt hat Wladimir Admoni in seinen Büchern und Aufsätzen keinen Zweifel daran gelassen, wo im Bereich der linguistischen Theorien seine Präferenzen und wo seine Aversionen liegen. Es gibt in der Linguistik, so schreibt er einmal, geschlossene, reduzierende und eindimensionale Theorien, die sich dreist vor die sprachlichen Gegenstände drängen und sie verstellen. Wladimir Admonis Sympathien gehören den offenen, direkten und mehrdimensionalen Theorien, da nur sie nach seiner Überzeugung geeignet sind, der Sprache in ihrer

Buntheit und Mannigfaltigkeit gerecht zu werden. Es paßt gut zu dieser Vorstellung, wenn der Autor bei verschiedenen Gelegenheiten seine Auffassung darlegt, daß die grammatischen Kategorien, mit denen der Linguist arbeiten muß, nicht durch scharfe und absolut geltende Grenzen von ihren Nachbarkategorien getrennt werden können. Jede Kategorie zeigt vielmehr eine Feldstruktur, das heißt, sie hat ein relativ scharf konturiertes Zentrum und einen nach den Rändern hin unschärfer werdenden Peripheriebereich, wobei es auch zu Überlappungen mit anderen Kategorien kommen kann. Bei einer solchen Auffassung ist es möglich, die für jede Wissenschaft notwendige Methodensstrengigkeit mit der für einen aspekt- und nuancenreichen Gegenstand notwendigen Flexibilität der Beschreibung zu verbinden.

Damit habe ich bereits gleichzeitig das Denkmodell charakterisiert, das für Wladimir Admonis Anschauung von der Sprache charakteristisch ist, und zwar mit Beständigkeit von seinen ältesten bis zu seinen jüngsten Publikationen. Trotz mehrfacher Bekenntnisse zur traditionellen Grammatik und ihrem fortdauernden Erkenntniswert findet man bei ihm so gut wie überhaupt keine

Spuren der für die traditionelle Grammatik besonders charakteristischen organologischen Metaphorik. Sein Anschauungsbild von der Sprache ist durch die Physik geprägt, durch eine Physik jedoch, die sich nicht an einer starren Mechanik, sondern an einer Dynamik der physikalischen Kräfte orientiert. Diesem Anschauungsbild entsprechend ist das grammatische System der Sprache als ein Baukörper anzusehen, der so „plastisch“ und „elastisch“ konstruiert ist, daß er für seine Zwecke genau die richtige Festigkeit und Haltbarkeit hat, ohne sich durch Starrheit funktionsuntüchtig zu machen. Der optimale Zustand, in dem sich ein Sprachbau befinden kann, ist dann gegeben, wenn die verschiedenen Triebkräfte, sprachliche und außersprachliche, im Zusammenwirken oder auch Gegeneinanderwirken das ganze System in Spannung halten.

Das wichtigste Buch, in dem diese Gedanken niedergelegt sind, und Wladimir Admonis wichtigstes Buch überhaupt trägt den Titel „Der deutsche Sprachbau“. Es ist in erster Auflage im Jahre 1960 erschienen und liegt jetzt, sowohl in München als auch in Moskau verlegt, in der vierten Auflage vor. Dieses Buch ist eine richtige

deutsche Grammatik und behandelt in seinen zwei Teilen alle relevanten Erscheinungen der deutschen Morphologie und Syntax. Ich will hier ausdrücklich erwähnen, daß die Formenlehre der deutschen Sprache in diesem Buch voll zu ihrem Recht kommt. Deutsche Linguisten neigen ja manchmal dazu, den Formenbestand der deutschen Sprache mit der Komplexität ihrer Flexionsformen als einen ziemlich unergiebigem Gegenstand der linguistischen Beschreibung anzusehen und entsprechend zu vernachlässigen. Das kann sich ein Auslandsgermanist nicht leisten, da diese Flexionsformen und andere Erscheinungen der deutschen Morphologie für jeden, der Deutsch als eine Fremdsprache lernt und lehrt, gerade wegen ihres erheblichen Schwierigkeitsgrades besonders interessant sind. Hier zeigt sich ganz deutlich, wie gut es ist, daß die deutsche Sprache nicht nur von Deutschen erforscht wird. Ausländer, die bei der Betrachtung der deutschen Sprache ihre Außenperspektive mitbringen, sehen manchmal die Struktureigenschaften dieser Sprache deutlicher, als wir Inländer es vermögen. Aus eben diesem Grunde muß man aber auch deutschen Studenten der germanistischen Linguistik

dringend raten, auf die Forschungsergebnisse der sogenannten Auslands-Germanistik sehr aufmerksam zu achten und von ihnen nicht nur eine Ergänzung, sondern oft auch eine Korrektur der eigenen Sprachansichten zu erwarten. Ich möchte in diesem Zusammenhang nur daran erinnern, mit welcher Klarsicht Wladimir Admoni zum Beispiel den Genitiv der deutschen Sprache beharrlich gegenüber der vielfach geäußerten Meinung verteidigt hat, dieser Kasus führe in der Gegenwartssprache nur noch ein Schattendasein und sei vom Absterben bedroht. Gewiß, Luther setzte noch an manchen Stellen den Genitiv, insbesondere in Gestalt des Genitivobjektes, wo wir heute den Akkusativ setzen. Aber andererseits, so betont Admoni, ist für den Genitiv nicht nur eine Verlust-, sondern auch eine Gewinnrechnung aufzumachen, und dieser Kasus hat im Nominalbereich, insbesondere im Sprachgebrauch der Fach- und Wissenschaftssprachen, sicherlich gewonnen, was er im Verbalbereich verloren hat. Zu verzeichnen ist also eine Funktionsverlagerung im grammatischen System, durch die dieses System nicht etwa in seiner Haltbarkeit gefährdet wird, sondern seine Biegsamkeit bestätigt. Mit solchen und ähn-

lichen Überlegungen nimmt Wladimir Admoni in mancherlei Hinsicht zu der seit Jahren anhaltenden Debatte über die sogenannten Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache Stellung. Der Autor betrachtet es als normal, daß es in einer Sprache Tendenzen und Gegentendenzen gibt, die miteinander im Widerstreit liegen können. Es gibt jedoch keine Anzeichen dafür, daß eine dieser Tendenzen übermächtig werden und das ganze System der deutschen Grammatik zerrütten könnte. Unter den vorsichtigen Prognosen, die man im Zusammenhang der besprochenen Tendenzen in Wladimir Admonis Werk finden kann, habe ich daher nirgendwo eine Niedergangs- oder Verfallsprognose gefunden. Es kann keine Rede davon sein, daß es um die deutsche Sprache schlecht steht, und wenn man die Veränderungen der deutschen Sprache im historischen Zusammenhang sieht, was Wladimir Admoni in allen seinen Schriften tut, dann kommt man eher zu dem Schluß, daß die deutsche Sprache im Laufe ihrer Entwicklung einen beständigen Zuwachs an Funktionstüchtigkeit erfahren hat und insgesamt bereichert worden ist. In der bei unserem Autor besonders beliebten Bau-Metaphorik heißt das so:

Es gibt in der deutschen Sprache seit frühneuhochdeutscher Zeit keinen Abbruch und Neubau, sondern nur einen beständigen Ausbau und Umbau (was dann ja wohl auf russisch *perestroika* heißen muß).

Eine besondere Stellung nimmt im Sprachdenken Wladimir Admonis der Satzrahmen ein, der für die Struktur der deutschen Sprache besonders charakteristisch ist. Er wird im zweiten Teil des genannten Buches über den deutschen Sprachbau behandelt, des weiteren aber auch in dem von Theodor Lewandowski übersetzten und eingeleiteten Buch „Grundlagen der Grammatiktheorie“ (1964/1971) sowie schließlich in einem weiteren Buch „Die Entwicklungstendenzen des deutschen Satzbaus von heute“ (1973) und jüngst noch in seinem Buch „Die Entwicklung des Satzbaus der deutschen Literatur-Sprache im 19. und 20. Jahrhundert“ (1987). Es geht um die erstmalig von Emil Drach 1937 gebührend hervorgehobene Tatsache, daß die deutsche Sprache in ihrer Verbalgrammatik eine ausgeprägte Tendenz zeigt, das Verb zweiteilig zu organisieren und dem Satz mit diesen zwei Verbteilen eine Rahmenstruktur zu geben, die für die gesamte Wortstellung im deut-

schen Satz grundlegend ist. Die deutsche Sprache ist also, das kann man gar nicht deutlich genug betonen, weder eine Subjekt-Verb-Objekt-Sprache noch eine Subjekt-Objekt-Verb-Sprache, wie die angeblich universalistischen Schemata lauten, sondern eben eine Rahmen- oder Klammer-sprache, wobei nicht nur die Distanzstellung des Vorverbs und Nachverbs im Hauptsatz, sondern auch die Endstellung des Verbs im Nebensatz zu diesen Rahmenerscheinungen gehört. Das alles kann man mit ausgezeichneten Argumenten und in eleganter Beschreibung bei Wladimir Admoni lesen, der auf diese Rahmenstruktur des deutschen Satzes ein besonders liebevolles Auge geworfen hat, weil sie seine Übersetzung von der Dynamik und Gespanntheit des grammatischen Systems besonders eindrucksvoll bestätigt. Er wendet daher auch in verschiedenen neueren Publikationen beträchtliche Mühe an den historisch, typologisch und kontrastiv gut abgesicherten Nachweis, daß der Satzrahmen nicht etwa vom Lateinischen her und überhaupt „von oben“ der deutschen Sprache aufgeprägt wurde, sondern dieser Sprache schon seit den germanischen Ursprüngen ansatzweise eingeschrieben ist und

bis auf den heutigen Tag nicht nur in der Schriftsprache, sondern auch in der gesprochenen Umgangssprache eine unerschütterte Stellung innehat. Auch die vielbesprochenen Ausklammerungen, also die Versetzung von Sprachzeichen aus dem Mittelfeld in das Nachfeld des Satzrahmens, die sich ebenfalls seit ältesten Zeiten nachweisen lassen, sind keineswegs Indikatoren für eine Schwächung des Satzrahmens in der deutschen Sprache oder gar für seine Verdrängung aus ihr, sondern bezeugen nur, daß die Sprecher der deutschen Sprache gelernt haben, mit dieser Rahmenstruktur, die ja ebenfalls nicht starr gedacht werden darf, flexibel umzugehen. Wenn das aber so ist, dann sind alle Versuche zum Scheitern verurteilt, diese Grundstrukturen der deutschen Sprache mit grammatischen Methoden beschreiben zu wollen, die für Sprachen mit linearer Wortfolge im Satz gemacht und für diese, aber auch nur für diese adäquat sind. Die aspekt- und nuancenreichen Beschreibungen, die Wladimir Admoni in seinen verschiedenen Büchern und Aufsätzen diesem Bereich der deutschen Grammatik gewidmet hat, gehören zum Besten, was die germanistische Linguistik überhaupt im Laufe ihrer Wissenschafts-

geschichte hervorgebracht hat.

Wladimir Admoni betreibt grundsätzlich eine deskriptive Linguistik. Er beschreibt, was in der deutschen Sprache der Fall ist und wie es dazu gekommen ist, daß die Sprache so ist, wie sie ist. Er berücksichtigt dabei, seinen Vorstellungen von einer mehrdimensionalen Theorie entsprechend, möglichst viele und häufig alle nur denkbaren Gesichtspunkte, unter denen die Sprache gesehen werden kann. Demzufolge beachtet er nicht nur die Umgangssprache, sondern auch die Schriftsprache, der er mit Recht ein Eigenleben zugesteht; er benutzt für seine korpusgestützten Arbeiten – und das sind sie fast alle – Texte der Alltagssprache ebenso wie solche der Fach- und Wissenschaftssprachen sowie immer auch der Literatursprache, in der er sich glänzend auskennt, bis hin zu Experimentalformen moderner und modernster Poesie und Prosa. Er unterscheidet ferner ständig zwischen den verschiedenen Epochen-, Individual- und Funktionalstilen und vergißt nie, die spezifischen Bedingungen der einzelnen Textsorten in Rechnung zu stellen. In diesem Zusammenhang schreibt er einmal: „In der Sprache gibt es nichts Grammatisches, das nicht durch die Rede hindurchgegangen wäre;

in der Rede gibt es nichts Grammatisches, das nicht basishaft in der Sprache angelegt wäre.“¹

Das ist ein guter Satz, da er zwei Aspekte miteinander verbindet, die man sonst oft nur getrennt ausgesprochen findet, die erste Hälfte des Satzes beispielsweise bei Leo Spitzer, die zweite Hälfte bei Ferdinand de Saussure. Überhaupt hat der Leser, der Wladimir Admoni liest, nicht selten den Eindruck, daß in diesen Büchern und Aufsätzen eine glückliche Begegnung von Saussure und Spitzer zustande gekommen ist. Aber auch die großen Meister der deutschen Sprachwissenschaft sind in seinem Werk immer mitanwesend mit ihren besten Einsichten und Erkenntnissen, hinter denen Wladimir Admoni in der ihm eigenen Bescheidenheit manchmal – öfter als nötig – zurücktritt. Er will ja in seinen Schriften die Sprache und nicht sich selber zur Geltung bringen. Von solcher Art ist auch die Sprache, die er selber schreibt: ein klares und unaufdringliches, gleichwohl spannungsgeladenes und nuancenreiches Deutsch. Wladimir Admoni kann daher auch ein Meister deutscher Wissenschaftsprosa genannt werden, und man kann seine Schriften gut und gerne deutschen Studenten der Linguistik in die Hand geben mit der Bemerkung:

Wenn ihr gelernt habt, so gut zu schreiben wie dieser Linguist aus Leningrad, dann schreibt ihr ein gutes, ein sehr gutes Deutsch. So hat Wladimir Admoni nicht nur durch sein Nachdenken über die deutsche Sprache, sondern auch durch seinen kultivierten Umgang mit ihr viel zur Bereicherung der deutschen Sprache beigetragen und für die Erfüllung seiner eigenen Prognose von der ungebrochenen Lebenskraft der deutschen Sprache selber gesorgt.

¹ Wladimir Admoni: Grundlagen der Grammatiktheorie (1964), übersetzt von Theodor Lewandowski, Heidelberg 1971, S. 54.

bis auf den heutigen Tag nicht nur in der Schriftsprache, sondern auch in der gesprochenen Umgangssprache eine unerschütterte Stellung innehat. Auch die vielbesprochenen Ausklammerungen, also die Versetzung von Sprachzeichen aus dem Mittelfeld in das Nachfeld des Satzrahmens, die sich ebenfalls seit ältesten Zeiten nachweisen lassen, sind keineswegs Indikatoren für eine Schwächung des Satzrahmens in der deutschen Sprache oder gar für seine Verdrängung aus ihr, sondern bezeugen nur, daß die Sprecher der deutschen Sprache gelernt haben, mit dieser Rahmenstruktur, die ja ebenfalls nicht starr gedacht werden darf, flexibel umzugehen. Wenn das aber so ist, dann sind alle Versuche zum Scheitern verurteilt, diese Grundstrukturen der deutschen Sprache mit grammatischen Methoden beschreiben zu wollen, die für Sprachen mit linearer Wortfolge im Satz gemacht und für diese, aber auch nur für diese adäquat sind. Die aspekt- und nuancenreichen Beschreibungen, die Wladimir Admoni in seinen verschiedenen Büchern und Aufsätzen diesem Bereich der deutschen Grammatik gewidmet hat, gehören zum Besten, was die germanistische Linguistik überhaupt im Laufe ihrer Wissenschafts-

geschichte hervorgebracht hat.

Wladimir Admoni betreibt grundsätzlich eine deskriptive Linguistik. Er beschreibt, was in der deutschen Sprache der Fall ist und wie es dazu gekommen ist, daß die Sprache so ist, wie sie ist. Er berücksichtigt dabei, seinen Vorstellungen von einer mehrdimensionalen Theorie entsprechend, möglichst viele und häufig alle nur denkbaren Gesichtspunkte, unter denen die Sprache gesehen werden kann. Demzufolge beachtet er nicht nur die Umgangssprache, sondern auch die Schriftsprache, der er mit Recht ein Eigenleben zugesteht; er benutzt für seine korpusgestützten Arbeiten – und das sind sie fast alle – Texte der Alltagssprache ebenso wie solche der Fach- und Wissenschaftssprachen sowie immer auch der Literatursprache, in der er sich glänzend auskennt, bis hin zu Experimentalformen moderner und modernster Poesie und Prosa. Er unterscheidet ferner ständig zwischen den verschiedenen Epochen-, Individual- und Funktionalstilen und vergißt nie, die spezifischen Bedingungen der einzelnen Textsorten in Rechnung zu stellen. In diesem Zusammenhang schreibt er einmal: „In der Sprache gibt es nichts Grammatisches, das nicht durch die Rede hindurchgegangen wäre;

in der Rede gibt es nichts Grammatisches, das nicht basishaft in der Sprache angelegt wäre.“¹

Das ist ein guter Satz, da er zwei Aspekte miteinander verbindet, die man sonst oft nur getrennt ausgesprochen findet, die erste Hälfte des Satzes beispielsweise bei Leo Spitzer, die zweite Hälfte bei Ferdinand de Saussure. Überhaupt hat der Leser, der Wladimir Admoni liest, nicht selten den Eindruck, daß in diesen Büchern und Aufsätzen eine glückliche Begegnung von Saussure und Spitzer zustande gekommen ist. Aber auch die großen Meister der deutschen Sprachwissenschaft sind in seinem Werk immer mitanwesend mit ihren besten Einsichten und Erkenntnissen, hinter denen Wladimir Admoni in der ihm eigenen Bescheidenheit manchmal – öfter als nötig – zurücktritt. Er will ja in seinen Schriften die Sprache und nicht sich selber zur Geltung bringen. Von solcher Art ist auch die Sprache, die er selber schreibt: ein klares und unaufdringliches, gleichwohl spannungsgeladenes und nuancenreiches Deutsch. Wladimir Admoni kann daher auch ein Meister deutscher Wissenschaftsprosa genannt werden, und man kann seine Schriften gut und gerne deutschen Studenten der Linguistik in die Hand geben mit der Bemerkung:

Wenn ihr gelernt habt, so gut zu schreiben wie dieser Linguist aus Leningrad, dann schreibt ihr ein gutes, ein sehr gutes Deutsch. So hat Wladimir Admoni nicht nur durch sein Nachdenken über die deutsche Sprache, sondern auch durch seinen kultivierten Umgang mit ihr viel zur Bereicherung der deutschen Sprache beigetragen und für die Erfüllung seiner eigenen Prognose von der ungebrochenen Lebenskraft der deutschen Sprache selber gesorgt.

¹ Wladimir Admoni: Grundlagen der Grammatiktheorie (1964), übersetzt von Theodor Lewandowski, Heidelberg 1971, S. 54.

Die Tagebücher der Dichter in sprachlicher Sicht

Tastend muß das Verfahren sein bei der Erforschung des Standes und der Entwicklungstendenzen des Satzbaus der deutschen Literatursprache in den letzten Jahrhunderten. So mannigfaltig sind hier die Textgattungen, die Textsorten und die Individualstile, daß eine pauschale Zusammenfassung aller syntaktischen Gegebenheiten schwer zu ermitteln ist. Unmöglich ist es, den quantitativen Anteil der synonymen grammatischen Formen an ihrer Gesamtmasse festzustellen. Es lassen sich nur gewisse Tendenzen andeuten.

Aber auch um dies zu erringen, ist eine kolossale Arbeit notwendig, die eben die Besonderheiten des Satzbaus in den verschiedenen Textsorten in ihrer Entwicklung untersucht. Nun ist seit den 50er, besonders seit den 60er Jahren solche Arbeit im Gange. Es wurde z. B. die Sprache der populärwissenschaftlichen Literatur¹, der Werbung², der Zeitung³, der Verwaltung⁴, der enzyklopädischen Lexika⁵ usw. untersucht. Aber das Material ist unerschöpflich, und man muß immer weiter auf dem angebahnten Weg vorwärtsschreiten, um die Gesamtlage immer umfassender und präziser zu erforschen, um immer klarer die Symptome der Prozesse zu erfassen, die im syntaktischen System vor sich gehen.

Heute ist das Tagebuch an der Reihe.

Das Tagebuch dient einer sonderbaren, aber überaus wichtigen Kommunikationsart. Es dient namentlich der Kommunikation des Menschen mit sich selbst. Dient dem Selbstgespräch.

Und das Tagebuch ist ja ein Mittel, die Augenblicke unseres Daseins verweilen zu lassen. Nicht immer sind diese Augenblicke schön. Aber es sind immer unsere Augenblicke – die Augenblicke unseres Lebens. Es können auch äußere Begebenheiten in das Tagebuch eingetragen werden oder fremde Gedanken. Aber immer spiegelt doch solche Eintragung die Tatsache wider, daß für den Tagebuchverfasser diese Begebenheiten oder Gedanken jetzt aktuell geworden sind, daß er sie nun auf irgendwelche Weise innerlich verarbeitet hat, wenn auch vielleicht distanziert oder kritisch. Das Festhalten, die Fixierung des entschwindenden Lebens, die Aufrechterhaltung der Lebenskontinuität – das ist die Leistung des Tagebuchs.

Das Tagebuch ist in seiner höchsten Form nicht nur ein Chronist des alltäglichen Seins, sondern auch ein Zeuge des inneren Lebens des Menschen. Es ist in dieser Eigenschaft mit dem privaten, ja selbst mit dem intimen Brief und mit den aufrichtigen Memoiren vergleichbar, zum Teil auch mit den Wortkunstwerken. Und es hat auch auf verschiedene Weise das Wortkunstwerk befruchtet, seinem Gehalt und seiner Form nach.

Selbstverständlich betrachten das Tagebuch in solcher erhabenen Form die wenigsten von den vielen, die ihre Tagebücher einst geführt haben und heute führen. Es geht gewöhnlich ganz naiv zu. Besonders bei der Jugend. Übrigens ist die Blütezeit der Jugendtagebücher längst vorüber. Anscheinend war es die Epoche der Sentimentalität, der Romantik – die gefühlvolle Wertherepoche.

Besonders kraß wurde übrigens damals die Diskrepanz zwischen der Bedeutung des Wortes Tagebuch, die wir hier meinen, und der kaufmännischen Bedeutung dieses Wortes. Denn im 18. Jh. ist das Tagebuch im Deutschen nicht nur ein „Merkbuch“, „darinnen verzeichnet wird, was täglich geschieht“, wie es in dem „Europäischen Sprachschatz“ von J. Rädlein aus dem

Jahr 1711⁶ steht, sondern auch das Buch des Kaufmanns, „worin die laufenden Geschäfte der Zeit nach geordnet eingetragen werden“, wie es in dem „Naturlexikon“ von J. Hübner aus dem Jahr 1712 formuliert wurde.⁷ Übrigens wird das Wort Tagebuch auch in der heutigen Geschäfts- und Verwaltungssprache verwendet⁸, aber in der Literatursprache wird diese Bedeutung von der des persönlichen „Merkbuchs“ gänzlich überschattet.

Nicht nur die Jugendlichen führen Tagebücher. Auch die älteren, nicht selten sogar die alten Leute. Zuweilen sind es recht bedeutende Persönlichkeiten. Ihre Tagebücher erscheinen dabei oft nicht nur als ein Selbstgespräch. Es wird hier meist auch mit der Veröffentlichung der Tagebücher gerechnet, gleich nach dem Tode oder sogar noch zu Lebzeiten des Verfassers. Nun, das Liebäugeln mit der Geschichte, ja, vielleicht sogar mit der Ewigkeit, ist durchaus menschlich. Einige Schriftsteller betiteln ihre Werke als Tagebücher und werten dabei wirklich mehr oder weniger die Tagebücher, die sie geführt haben. So heißt ein Buch von Carl Hauptmann „Aus meinem Tagebuch“ (Berlin 1900) und ein Buch von Hans Carossa „Rumänisches Tagebuch“ (Leipzig 1924). Aber das Wesen des Tagebuchs ist die Kommunikation des Menschen mit sich selbst.

Dreifältig ist der Gehalt der Tagebücher. Sie fixieren die äußeren Ereignisse (im weitesten Sinne des Wortes), die Gedanken des Tagebuchverfassers und seine Gefühle. Die Tagebücher, die in ausgedehnter Form die Gedanken (zum Teil auch die Gefühle) zu ihrem Gegenstand haben, stehen – besonders bei den Schriftstellern und Gelehrten – den Aufzeichnungen und Entwürfen sehr nahe, die später in den Werken der Verfasser verarbeitet werden. Man dürfte sie vielleicht mit den Kladden vergleichen. Das eigentlichste Gebiet der Tagebücher ist aber die unmittelbare Erfassung der konkreten äußeren und innerlichen Ereignisse.

Sprachlich unterscheiden sich die Tagebücher sehr stark, was oft mit ihrem thematischen Gehalt zusammenhängt. Es gilt vor allem die Unterscheidung: kurz – langatmig, knapp – ausschweifend. Dieser Gegensatz tritt zuweilen ganz kraß auf. Um es zu veranschaulichen, bringe ich Belege aus drei Tagebüchern, die ich zur Grundlage meiner Untersuchung mache. Es sind die Tagebücher von Goethe aus seinen ersten Weimarer Jahren (1776–1782)⁹; von Friedrich Hebbel aus den Jahren 1844–1850¹⁰ und von Thomas Mann aus den Jahren 1944–1946¹¹. Ich habe mich entschlossen, gerade die Tagebücher der Dichter als Stoff für meine Analyse zu wählen, weil ja doch eben die Dichter als die besten Sprachmeister gelten und deswegen bei ihnen die sprachlichen Besonderheiten der Tagebücher wohl am stärksten zum Vorschein treten sollen. Übrigens ist es selbstverständlich, daß meine kleine Auswahl keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit bei der Analyse des Materials erhebt.

Und nun die Belege. Ich führe je eine Tageseintragung an:

Zuerst Goethe: (Juli 1776). „24. Politische Abhandlungen. Aufs Treiben. Nichts geschossen und nichts gezeichnet. Mit Professor Wahl auf der Neuhoffnungshalde“. (30).

Jetzt Hebbel: „8. August. Über Nacht sah ich im Traum Soldaten, die, je nachdem der kommandierende Offizier das Schwert erhob oder es senkte, bis in den Himmel hineinschossen und wieder klein wie andre Menschen wurden.

Wenn in der griechischen Tragödie die Helden deswegen fallen, weil sie über das Maß des Menschlichen hinausragen und von den Göttern als Eindringlinge in den höheren Kreis beneidet werden, so muß man dies so betrachten, daß in ihnen die Anmaßung des gesamten Geschlechts, nicht ihre eigene, gestraft wird.

Mancher findet den elektrischen Funken, dessen Hervorspringen auf der Elektrisiermaschine ihn ergötzte, impertinent, sobald er sich zum Blitz verdichtet.

Es muß und soll, dem Volk zuliebe, ein Individuum enthauptet werden, das man doch am Leben zu erhalten wünscht. Nun steckt man ein anderes, ebenso verbrecherisches, in dessen Kleider und läßt es hinrichten.“ (248).

Und nun Thomas Mann: „Pacif. Palis. Dienstag den/1. Januar/ 1946 8Uhr auf und weiteren Rundgang gemacht. Auf der Terrasse gefrühstückt. Brief an Dr. Kircher (Gossensass). Gegangen in zunehmenden Nebel hinein bei zu leichter Kleidung. Erkältet. /Verstärkter Schnupfen und Krankheitsgefühl./Peter Pr. noch zum Lunch. Nachmittags mehreres Handschriftliche erledigt. Gedicht-Cyklus aus Tel Aviv von Dr. Strauß, betitelt mit meinem Namen. Abends in Osborns Erinnerungen an Menzel, Liebermann, Klinger, Lesser Ury, Bode. Ach, alle diese Persönlichkeiten. An mich wird man sich so wenig erinnern wie an Proust. –/Wieviel enthält der „Faustus“ von meiner Lebensstimmung. Es war von Anfang an das Aufregende an dem Buch. Im Grunde ein radikales Bekenntnis./ – Adorno herzleidend. Soll ihn vielleicht Donnerstag sehen. Verspreche mir übrigens nicht viel davon“. (295).

Der Kontrast ist enorm. Hebbels Tagebuch wirkt vor allem als ein Notizbuch mit den Gedanken und Entwürfen des Dichters. Ganz nebensächlich sind dabei die Begebenheiten seines Lebens (in diesem Fall ein Traum). Die Eintragungen von Goethe und Th. Mann sind recht verschieden, aber sie haben in erster Linie mit den konkreten Ereignissen des Tages zu tun. Dies bringt sie dem eigentlichen Wesen der Tagebücher näher, macht sie zu „richtigeren“ Tagebüchern im eigentlichen Sinn des Wortes. Dies ist auch darin erkennbar, daß in ihnen gewisse sprachliche Eigentümlichkeiten besonders stark ausgeprägt sind – bei Goethe noch zugespitzter als bei Th. Mann.

Diese Eigentümlichkeiten sind in grammatischer Sicht recht einheitlich ausgerichtet. Man hat hier namentlich mit Kürzungen zu tun. Sie werden dadurch, aller Wahrscheinlichkeit nach, her-

vorgerufen, daß der Verfasser seinen Eintrag ins Tagebuch hastig niederschreibt, indem er trotz seiner Müdigkeit gewillt ist, die zentralen Ereignisse des Tages auf dem Papier gewissenhaft festzuhalten. Je schneller, d. h. je kürzer, desto besser – das ist dabei seine Devise.

Diese Kürzungen sind aber in der Regel nicht zufällig. Sie sind, mehr oder weniger, für die deutsche Sprache typisch. Da sind ihre wichtigsten Spielarten:

An der ersten Stelle steht wohl der Nominativ der Substantive, der einen ganzen Aussagesatz vertritt. Wie es z. B. nicht selten am Anfang einer Novelle oder eines Kapitels geschieht, z. B.: Ein klarer Dezembertag (Th. Fontane). Solche Nominative bezeichnen die Existenz, eben die Tatsache der Existenz (in der geschilderten Situation) der Menschen, der Dinge, der Naturzustände, ganzer Begebenheiten – überhaupt dessen, was von dem Nominativ genannt wird. Dabei kann ein solcher Nominativ mit Attributen versehen werden, z. B. bei Goethe: Madame Quintus. (124); Herders Antrittspredigt. (49); Jagd mit Prinz Josef (38). Da solche Nominative den Status eines Satzes aufweisen, die existentielle Semantik haben und ohne Prädikat stehen, so werden sie eingliedrige nominativische Existentialsätze genannt.¹² Ihre Fähigkeit, die Existenz der Dinge ohne Hilfe des Prädikats zu bezeichnen, schöpfen sie aus einer syntaktischen Projektion, die der Nominativ ausstrahlt. Wenn der Nominativ nämlich in der Rolle des Subjekts in den Satz eingeführt wird, so strebt er sofort dem Prädikat zu, das seinerseits dem Subjektnominativ zustrebt. Es wirkt hier eine allerstärkste wechselseitige Fügungspotenz, eine gegenseitige syntaktische Projektion. Und sie ist mächtig genug, um dem Nominativ, wenn er allein in einer subjektähnlichen Position auftritt, die Verbindung mit solcher prädikativen Semantik zu verleihen, die keine spezielle lexikale Bezeichnung braucht. Denn es ist ja die reine Daseinssemantik. Der alleinstehende

Nominativ „Regen“, mit einem Punkt nach sich, sagt ja unzweideutig aus (im Rahmen einer Situation), daß Regen fällt, daß es regnet.

Bei Goethe sind die eingliedrigen nominativischen Existentialsätze überaus zahlreich. Auch bei Th. Mann, z. B.: Weiterer Spaziergang. (206), Packtag... Auswahl und Verstauung der mitzunehmenden Papiere in eine Handmappe. (209); Föhnsturm, heiße Sonne (106); Dr. Mathias. Junge Leute. (6).

Auch bei Hebbel kommen solche Sätze vor. Aber selten, und zuweilen im meditativen Ton, z. B.: Ein Tag, wie das Leben selbst, Extrakt des Ganzen. (175). Zuweilen aber doch etwas konkreter: Sonntag, göttlicher Frühlingstag. (25).

Die eingliedrigen nominativischen Existentialsätze erlauben somit in einer höchst kompakten Form die Existenz einer substantiellen aufgefaßten Erscheinung im Rahmen der im Tagebuch dargestellten Situation als vorhanden darzustellen.

Aber auch die zweigliedrigen Sätze erscheinen zuweilen in den Tagebüchern in gekürzter Form. Es fällt namentlich oft die Kopula aus, auch das der Kopula nahestehende Verb „sein“ mit der Bedeutung „sich befinden“ (besonders mit der lokalen Semantik), z. B. bei Goethe: Kastellan ein Flegel. (121); Herder krank. (59); Sie nach Tisch mit Flachsland im Garten. (49). Bei Th. Mann häufig, z. B.: Bach – Harmoniker. (242); Das Schreiben an Praetorius unbefriedigend. (265). Zuweilen auch bei Hebbel: Tine vortrefflich. (209); Tine als Kriemhild: eine schwarze Flamme. (251).

Andererseits wird das Subjektspronomen der I. Person nicht selten ausgelassen. Häufig bei Goethe: Ging zu (Frau Stein) essen und zeichnete am Portrait. (73). Sehr oft bei Th. Mann, z. B.: Schließ nachmittags. Schrieb an Frau L. (236); Schloß Kap. XXVII ab (237). Bei Hebbel scheint diese Form in dem von mir untersuchten Material zu fehlen.

Es lassen sich nicht nur die prädikativen Beziehungen von Dingen, von substantiellen Wesen, in den Tagebüchern in ihrer Satzform kürzen. Auch die Bezeichnungen von Handlungen, überhaupt von Prozessen (im weitesten Sinn des Wortes), lassen sich kompakter zum Ausdruck bringen, als es in der Form eines vollständigen Satzes geschehen dürfte. Entscheidend ist dabei die Form des 2. Partizips, die durch ihre resultative Semantik den Gebrauch der zusammengesetzten verbalen Zeitformen der Vergangenheit zu ersparen erlaubt. Bei Goethe kommen massenhaft solche Formen vor wie z. B.: Lang geschlafen. (47); Gemalt bei Kraus. (28); Herder gepredigt. (50); An den Geschwistern geschrieben. (50); (Die) Stein angekommen; mit ihr zu Nacht gessen (= gegessen – W. A.). (50). Eine besonders große Rolle spielen solche Konstruktionen bei Th. Mann: Nicht geschrieben. Mit K. im Regen etwas gegangen. (3); Vor 12 ausgefahren ... (3); Müde und bedrückt den ganzen Tag ... (3). Auch bei Hebbel kommen sie vor: Den Tag, wie gewöhnlich, verbracht. (187); Heute mancherlei abgemacht, eine Kiste für das Bild bestellt, die Abschrift des Trauerspiels abgeholt, abends sogar den so lange verschobenen Besuch bei der Fürstin Schwarzenberg abgelegt. (191).

Ganz anders steht es in meinem Material mit den Konstruktionen, die aus der Kurzform des Adjektivs als Satz (oder Satz-kern) bestehen und Naturzustände oder Empfindungen bezeichnen. Bei Goethe sind sie äußerst selten: Abends still. (148); Leidlich helle. (82). Um die betreffende Semantik auszudrücken, gebraucht Goethe zuweilen vollständige Satzformen: Es war hell und kalt. (177). Bei Hebbel scheint diese Konstruktion zu fehlen. Dagegen gehört sie zu den verbreitetsten bei Th. Mann, z. B.: Ungewöhnlich kalt. (14). Es erscheinen bei ihm ganze Serien von solchen Formen, die die nachbarlichen Notizen zum Teil miteinander verbinden, z. B.: Regnerisch. (168); Kalt. (168); Noch

regnerisch, dann aufklärend. (169); Sehr kühl. Teilweise regnerisch. (169); Sehr rau und regnerisch. (170). Solche Formen werden hier auch den eingliedrigen nominativischen Existentialsätzen beigeordnet, z. B.: Kalt, Nebel, Dunkel. (119); Regen, Dunkel, dumpfig. (122).

Nicht nur die Hauptglieder des Satzes und ihre Grundteile können Satzkürzungen bilden, sondern auch die Nebenglieder, vor allem die Adverbialbestimmungen mit der Richtungssemantik, z. B. bei Goethe: Wieder nach Weimar zurück. (15); In die Höhle. (34). Um zehn Uhr fort. (56). Auch bei Th. Mann: Zu Fuß ins Hotel. (35); Nachmittags bei Schneesturm zu Peter Pr. zum The mit James Frank. (38). Bei Hebbel findet sich nur einmal folgende Satzkürzung: Ich hinüber. (320).

Eine eigentümliche Art des Gebrauchs von den Nebengliedern des Satzes zur Bildung des strukturellen Kerns der Kurzsätze verwendet Th. Mann. Die massenhafte Verwertung des 2. Partizips als Satzkern in den Konstruktionen mit der Semantik: am Roman geschrieben, am Kapitel gearbeitet usw. (seltener auch in der Form: Arbeit am Kapitel [303]) schafft solche feste Verbindung zwischen dem Partizip und der Adverbialbestimmung, daß schon die Nennung der letzteren genügt, um den Sinn der ganzen Konstruktion auszudrücken. So entstehen bei Th. Mann in großer Anzahl Kurzsätze von der Art: Den Vormittag am Roman. (267); Noch am Roman. (270); Am Kapitel weiter. (286); An XXXIII (Kapitel – W.A.) gegen das Ende. (289). Sogar ganz einfach: Am Roman. (275).

Nach diesem (noch nicht vollständigen) Überblick der Satzkürzungen in meinem Material drängen sich zwei Fragen auf.

Die erste Frage ist die nach der Ursache der Unterschiede, die sich im Gebrauch der Satzkürzungen in den drei Tagebüchern erwiesen haben. Nun, es ist letzten Endes die Frage nach der Ursache der Unterschiede im Stil dieser Tagebücher.

Und meine Antwort kann hier nur auf einige allgemeine Triebkräfte hinweisen. Erstens auf die thematischen Unterschiede und die Unterschiede im Individualstil der Verfasser, wobei für manche Verfasser bedeutende stilistische Änderungen im Laufe der Zeit möglich sind. Zweitens auf die stilistischen Einstellungen der literarischen Strömungen, zu denen die Dichter gehören. So sind in der Knappheit des Tagebuchs von Goethe wohl noch die Nachklänge des Sturm und Dranges zu erkennen, seiner Ausrichtung auf dynamische, energische Ausdrucksweise. Drittens ist es der Zeitstil, der die sprachliche Gestaltung der Tagebücher mitformt. So ist es wohl die Beschaulichkeit des Biedermeierstils, die sich in Hebbels Tagebuch widerspiegelt, obgleich Hebbel in seinem Schaffen durchaus kein typischer Vertreter dieses Stils ist.

Trotz aller dieser stilistischen Unterschiede weisen alle drei Tagebücher auch weitgehende Übereinstimmungen auf im Gebrauch der für die Tagebücher kennzeichnenden grammatischen Formen, nämlich der Satzkürzungen. Dies wurde von unserem Material bestätigt.

Und nun kommen wir zu unserer zweiten Frage. Woher stammen diese Satzkürzungen? Wo haben die Tagebücher das vorgefunden?

Auf den ersten Blick scheint die Antwort auf diese Frage ganz leicht. Man hat ja sofort den Eindruck, daß die Satzkürzungen aus der Umgangssprache in die Tagebücher eindringen, besonders wenn man bedenkt, daß bei der hastigen Eintragung seiner Notizen der Verfasser des Tagebuchs eben auf die Umgangssprache angewiesen sein sollte.

Und zum Teil ist solche Annahme richtig. Denn z. B. stammen die Sätze, die aus den Adverbialbestimmungen mit der Richtungssemantik bestehen, wirklich aus der Umgangssprache. Die Aufforderungssätze mit der Semantik Herein! Zurück! sind ja

allen geläufig. Auch das 2. Partizip in der Satzfunktion findet man ja in der Umgangssprache, besonders in den Aufforderungs- und Fragesätzen, z. B.: Stillgestanden! Gut geschlafen? Es wird auch in der Umgangssprache das Subjektpronomen der 1. Person oft ausgelassen, z. B. bei lebhafter Erzählung: Komme gestern spät nach Hause. Bin todmüde. Da sagt mir meine Frau ...

Aber selbst in solchen Fällen ist der Einfluß der schriftsprachlichen Tradition nicht ausgeschlossen. So hat z. B. bei der Auslassung der 1. Person des Subjektpronomens der alte Höflichkeitszwang beim Briefschreiben eine große Rolle gespielt, wie es zuletzt Harald Weinrich in seiner Festrede bei der Verleihung des Konrad-Duden-Preises sehr geistreich ausgeführt hat.¹³ Was die Kurzsätze mit dem 2. Partizip als Satz Kern betrifft, so wäre ja in der neueren Zeit auch an den Telegrammstil und an den Stil der Werbung zu denken usw.

Viel wichtiger aber ist es, daß in den Tagebüchern auch eine solche Art der Satzkürzung sehr verbreitet ist, die überhaupt nicht der Umgangssprache entstammt. Es sind die eingliedigen nominativischen Existentialsätze. In der Umgangssprache können sie gewiß auch vorkommen, aber selten und vorwiegend zur Bezeichnung der an die Situation geknüpften Vorgänge: Regen! Wieder Schnee! usw. Der echte Schauplatz solcher Sätze ist die schöne Literatur. Aber auch im Wortkunstwerk kommen sie in besonders entwickelter Form erst vom Ende des 19. Jahrhunderts an vor, in erster Linie bei den Naturalisten und Impressionisten.¹⁴ Detlev von Liliencron schreibt sogar ein Gedicht (aus drei Strophen), das aus lauter eingliedigen nominativischen Existentialsätzen besteht:

*Flatternde Fahnen
Und frohes Gedränge.
Fliegende Kränze
Und Siegesgesänge.*

*Schweigende Gräber,
Verödung und Grauen.
Welkende Kränze,
Verlassene Frauen.*

*Heißes Umarmen
Nach schmerzlichem Sehnen.
Brechende Herzen,
Gestorbene Tränen.*

Eben die stilistische Eingrenzung im Gebrauch dieses Satztyps hatte wahrscheinlich zur Folge, daß die deutschen Grammatiker ihn recht stiefmütterlich behandelt haben und zuweilen überhaupt nicht erwähnt.¹⁵

Das läßt vermuten, daß der massenhafte Gebrauch der eingliedrigen nominativischen Existentialsätze in den Tagebüchern, bereits bei Goethe, der Nährboden war, der für die Verwendung dieser Form in der schönen Literatur besonders günstige Vorbedingungen geschaffen hatte. Wenn es aber der Fall sein sollte, so haben die Tagebücher an der Entwicklung der syntaktischen Formen der deutschen Sprache mitgewirkt. Allerdings ist es sozusagen „heimlich“ geschehen, im Laboratorium der Tagebuchverfasser, vor allem wohl doch der Dichter, ohne unmittelbar und sofort der Öffentlichkeit zugänglich zu werden. Aber mittelbar haben sie hier anscheinend eine große Rolle gespielt. Sie dürften ja wohl auf die Handhabung dieser Satzform bei einigen Dichtern einen bestimmten Einfluß ausgeübt haben, und später, nach der Veröffentlichung der Tagebücher, konnten sie ja auch als direktes Vorbild für das Lesepublikum dienen.

Auch in einer anderen Hinsicht sind die Tagebücher für den Werdegang des deutschen Satzbaus von Bedeutung. Sie geben, wenigstens in einem Fall, den Anlaß, veraltete Formen wieder massenhaft zu gebrauchen. Es handelt sich um eine Art der Satzkürzung, die wir noch nicht besprochen haben. Es ist die Kürzung des Nebensatzes, namentlich die Auslassung der finiten Form des Hilfsverbs oder der Kopula, die am Ende des Nebensatzes stehen sollte. Ich nenne solche Form: die afinite Konstruktion.

In den letzten 150 Jahren kommt die afinite Konstruktion immer seltener vor. In der Poesie wurde sie, bevor sich der freie Vers so mächtig entfaltet hat, zuweilen unter den Anforderungen des Rhythmus und des Reimes gebraucht, z. B. in der Endstrophe des berühmten „Vorfrühlings“ von Hugo von Hoffmannsthal. Es ist in diesem Gedicht vom Frühlingswind die Rede – vom Frühlingswind, der von Süden kommt und verschiedenes mitführt:

*Und den Duft,
Den er gebracht,
Von wo er gekommen
Seit gestern nacht.*

In den prosaischen Texten stößt man in diesem Zeitraum auf die afiniten Konstruktionen eigentlich nur ausnahmsweise.

Aber ihrer Herkunft nach hat die afinite Konstruktion mit der Poesie gar nichts zu tun. Sie entwickelt sich im 15. und besonders im 16. Jh. in der Kanzleisprache, wird hier ungemein beliebt und greift dann auf andere prosaische Textsorten über, in erster Linie auf die Traktate. Dies hatte auch seine Gründe. In den damals verbreiteten kolossalen mehrgliedrigen Satzgefügen und Satzperioden diente die afinite Konstruktion als ein starkes zusätzliches Mittel (neben der Endstellung des Verbs), die Neben-

sätze kenntlich zu machen, sie den Nichtnebensätzen gegenüberzustellen.¹⁶ Der Rückgang in dem Umfang und in der Mehr-
gliedrigkeit der Satzgefüge und Satzperioden, der sich im 18. Jahr-
hundert einsetzt und immer weiter vorrückt, macht dieses Mittel
überflüssig und bedingt die starke Abnahme in seinem Gebrauch.
So kommen jetzt in den Zeitungen ganz vereinzelt vor, z. B: Nach-
dem dieser trotz lauter Rufe nicht erschienen, stürmten sie ...
das Gebäude (Tagesspiegel 24. 11. 1987).

Aber in den Tagebüchern, die ich untersucht habe, geht es
anders zu. Bei Goethe findet sich die afinite Konstruktion aller-
dings selten, was aber auch damit zusammenhängt, daß er das
Satzgefüge überhaupt gewöhnlich vermeidet. Und bei Hebbel
scheint sie gänzlich zu fehlen. Aber bei Th. Mann erwacht sie zu
neuem Leben wieder. Da sind einige Belege: Brief von Golo,
der Sergeant geworden. (167); Brief von Klaus, der eine An-
sprache von mir dort als Platte gehört. (165); Spät nach Haus, wo
Erika gleichfalls von einer Gesellschaft zurück. (203); Schwanken,
ob der Brief an Praetorius abzuschicken. (265); Neue Aufregung
wegen der neuen Übersetzung, die für Marek ein furchtbarer
Schlag. (176); Interview mit Carl Barth, worin manches zweifelhaft.
(271). Wie die Belege zeigen, wird hier oft die Kopula aus-
gelassen, was selbst in der Blütezeit der afinity Konstruktion
ziemlich selten geschehen ist. Solche Bildungen wie: für Marek
ein fürchterlicher Schlag waren auch früher ungewöhnlich.

Zuweilen verbindet sich die afinite Konstruktion bei Th. Mann
mit anderen Formen der Satzkürzung, z. B.: In Stendhal's Briefen,
die sehr anziehend. (114).

Allerdings dürfte man hier an eine spezifische stilistische Ein-
wirkung denken, die solchen Gebrauch der afinity Konstruktion
begünstigt. Die Tagebücher 1944–1946 wurden ja von Thomas
Mann in der Zeit geführt, als er an seinem Roman „Doktor
Faustus“ arbeitete. Da versetzte er sich in die deutsche Ver-

gangenheit, besonders ins 16. Jh., und in das Schrifttum dieser Epoche. Man dürfte annehmen, daß er eben daraus seine afiniten Konstruktionen geschöpft hat. Aber diese Annahme ist falsch. Die Zählungen, die ich stichprobenweise gemacht habe, beweisen etwas anderes. Auf den ersten 50 Seiten des Tagebuchbandes, den ich untersucht habe, stehen 20 afinite Konstruktionen (wovon 4 ohne Kopula), aber auf den ersten 50 Seiten des Bandes, der die Tagebücher von 1918–1919 enthält¹⁷, befinden sich 30 solche Konstruktionen (wovon 17 der Kopula entbehren) und auf den ersten 50 Seiten des Bandes, der die Tagebücher von 1933–1934 enthält¹⁸, 24 afinite Konstruktionen (wovon 9 der Kopula entbehren). Ein ganz anderes Bild zeigen die Romane von Th. Mann. Es gibt auf den ersten 50 Seiten der „Buddenbrooks“ nur 3 afinite Konstruktionen und auf den ersten Seiten des „Zauberbergs“ 5.

Man darf also wohl behaupten, daß bei Th. Mann nicht irgendwelche thematisch-stilistischen Einflüsse auf die Tagebücher ihren Hang zur afiniten Konstruktion hervorrufen. Es entscheidet hier die stilistische Eigenart der Tagebücher als einer besonderen literarischen Gattung – besonders in der Form, die sie bei Th. Mann erhalten hat, die aber mehr oder weniger auch für viele andere Tagebücher gilt.

So werden die Tagebücher zu einem geheimen Behälter von sprachlichen Formen, die die Literatursprache möglicherweise einst bereichern werden.

Was aber Th. Mann betrifft, so erweist es sich, daß er nicht nur, wie allgemein bekannt, ein großer Meister des überlangen Satzes ist, sondern daß er auch – in seinen Tagebüchern – als ein großer Meister der Satzkürzung auftritt. Und das ist nicht verwunderlich. Denn Th. Mann war ja eben ein großer Meister der deutschen Sprache überhaupt, in allen ihren Spielarten.

Und zum Schluß die Frage nach der Zukunft der Tagebücher. Denn bereits heute ist ihre Lage unsicher. Werden die Tage-

bücher in dieser atemraubenden Zeit noch geführt? Klingt das Wort Tagebuch nicht altmodisch? Ist diese sonderbare Kommunikationsart, die schriftliche Kommunikation mit sich selbst, nicht überholt? Solche Zweifel sind berechtigt. Und doch glaube ich, daß die Tagebücher auch heute nicht verschwunden sind und daß sie auch weiterhin vorkommen werden. Man hat ja schon so oft, wenn neue Kommunikationsformen entstanden sind, davon geredet, daß sie nun die alten verdrängen werden. Besonders auf dem Gebiete der Kunst. Als der Film sich durchzusetzen begann, prophezeite man das baldige Ende des Theaters. Aber das Theater ist noch da. Und als das Fernsehen sich künstlerisch entwickelt hat, sah man in dem Film einen Todeskandidaten. Aber auch der Film ist noch da.

Es hängt damit zusammen, daß der Mensch in sich selbst fester verankert ist, als wir es oft annehmen. Seine Seele hat Spielraum genug – sowohl für die neuen Kommunikations- und Kunstmittel als auch für die alten. Der Hang zur Fixierung der Ereignisse des eigenen Lebens mag bei Millionen und Abermillionen Menschen im rasenden Tempo des heutigen Lebens schwinden. Der Tagesertrag des inneren Lebens dieser Menschen ist zuweilen ganz und gar den Fernsehprogrammen entnommen. Dennoch gibt es ja immer auch solche Leute, die gegen den Strom schwimmen. Auch Thomas Mann hat in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in einer Welt gelebt, die sich im rasenden Tempo veränderte. Trotzdem hat er seine peinlich-sorgfältigen Tagebücher geführt, wenn auch durch die Vielfalt seiner Satz- kürzungen dem Rhythmus seiner Zeit vielleicht Rechnung tragend. Es ist also durchaus nicht sicher, daß das Tagebuch zum Schwinden verurteilt ist. Möglicherweise wird man neue technische Mittel zu Hilfe nehmen und die Tagebucheintragungen dem Computer diktieren. Aber es wird wohl auch in der Zukunft solche Leute geben, die ihre Tagesnotizen in ein Tagebuch

eintragen werden. Und die Computernotizen selbst werden wohl in der absehbaren Zeit mehr oder weniger die Züge der Tagebucheintragungen beibehalten. Das Selbstgespräch des Menschen stirbt nicht aus.

Ja, die Menschenseele, die im 20. Jh. so viel zu erliden hatte, hatte auch bewiesen, daß sie, wenigstens bei einer gewissen Anzahl von Menschen, wirklich widerstandsfähig ist und sich selbst innerlich behaupten kann. Das Tagebuch ist zuweilen eine Form solcher seelischen Selbstbehauptung. Obgleich es sich auch, wie alles, mißbrauchen läßt. Im Tagebuch lassen sich falsche Gerüchte eintragen, und man kann schlimme, sogar sehr schlimme Sachen billigend, selbstgefällig notieren.

Dennoch bleibt das Tagebuch eine ganz eigenartige Stilform und Textsorte: Eine Art des Selbstgesprächs, das, wie gesagt, mit dem Brief und mit dem Kunstwerk der schönen Literatur gewisse Verwandtschaft aufweist und in einigen Fällen besonders tiefe Einblicke in den äußeren Lebensgang und in das Innenleben des Verfassers tun läßt. Auf diese Weise kann es den Verfasser den anderen Menschen näher bringen. Vor kurzem stand es in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“: „Ohne Zweifel hat sich seit einiger Zeit das Bild Thomas Manns wesentlich geändert. Vor allem die Veröffentlichung der Tagebücher hat hinter dem unnahbaren ‚Zauberer‘ einen Menschen mit all seinen Krisen und Fehlern, mit allen unseren Schwächen sichtbar gemacht“.¹⁹

Und zugleich bringt das Tagebuch im Wechselspiel mit den strukturellen grammatischen Eigentümlichkeiten, die die verschiedenen Sprachen kennzeichnen, Wesentliches zur Aufrechterhaltung und Neubelebung der schlummernden Potenzen der Sprache bei.

So wollen wir heute dem Tagebuch unseren Dank und unsere Ehrfurcht bekunden.

Anmerkungen

- 1 So z. B. H. Eggers: Wandlungen im deutschen Satzbau. In: Deutschunterricht. 1961, H. 5.
- 2 R. Römer: Die Sprache der Anzeigenwerbung. Düsseldorf 1968.
- 3 Siehe z. B. B. Sandig: Syntaktische Typologie der Schlagzeile. Möglichkeiten und Grenzen der Sprachökonomie im Zeitungsdeutsch. München 1977.
- 4 H. Wagner: Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Düsseldorf 1970.
- 5 W. G. Admoni: Die Entwicklung des Satzbaus der deutschen Literatursprache im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin 1987, S. 21–76.
- 6 Zitiert nach J. u. W. Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 21. Leipzig 1935, Sp. 61.
- 7 Ibidem
- 8 Duden: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in 6 Bänden. Bd. 6. Mannheim/Wien/Zürich 1981, S. 2557.
- 9 Goethes Tagebücher der sechs ersten Weimarer Jahre (1776–1782). In lesbaren Gestalt herausgegeben und sachlich erläutert von H. Dünger. Leipzig 1889. (Bei den Zitaten – aus allen Tagebüchern – wird die Seite des Buches in Klammern angegeben.)
- 10 Friedrich Hebbels Tagebücher in vier Bänden. Dritter Band. 1844–1850. Leipzig o. J.
- 11 Thomas Mann: Tagebücher 1944–I. 4. 1946. Frankfurt am Main 1986.
- 12 Vgl. W. G. Admoni: Der deutsche Sprachbau. 4. Aufl. München 1982, S. 29, 49, 248–249; ders.: Die Satzbaupläne im Deutschen. In: Deutsche Philologie. Bd. 96. 1977. Sonderheft, S. 161–162.
- 13 H. Weinrich: Lügt man im Deutschen, wenn man höflich ist? Duden-Beiträge. H. 48. Mannheim/Wien/Zürich 1986, S. 14.
- 14 L. Thon: Die Sprache des deutschen Impressionismus. München 1928, S. 83.
- 15 Vgl. Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin 1981, S. 581–582.
- 16 Vgl. W. Admoni: Syntax des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Hbbd. Berlin – New York 1985, S. 1540.
- 17 Thomas Mann: Tagebücher 1918–1921. Frankfurt am Main 1979.
- 18 Thomas Mann: Tagebücher 1933–1934. Frankfurt am Main 1977.
- 19 Zitiert nach: Fachdienst Germanistik. 1988, Nr. 2, S. 4.